

Thomas Meyer

## Intellektuelles Spiel, politischer Ernst

### Der fiskalische Bürgerkrieg als Symptom



**Thomas Meyer**

(\* 1943) ist Professor (em.) für Politikwissenschaften an der Universität Dortmund und Chefredakteur der *Neuen Gesellschaft/ Frankfurter Hefte*.

Zuletzt im VS Verlag erschienen: *Was ist Demokratie?* und *Soziale Demokratie. Eine Einführung*.

thomas.meyer@fes.de

Fürwahr ein herzhaftes Intellektuellenspiel. Peter Sloterdijk, der treue SPD-Wähler, wie er sagt, bläst im Feuilleton zum fiskalischen Bürgerkrieg, damit endlich einmal schon von der Wurzel her weggedacht wird, worauf Soziale Demokratie, der Stolz Europas, geistig und real seit einem Jahrhundert beruht. Wenn schon, denn schon, so lautet ja die unausgesprochene Maxime seiner virtuosen intellektuellen Übertretungskunst. Das Feuilleton lechzt danach und die Gemeinde lebt davon. Man wird doch noch mal ein intellektuelles Spielchen wagen dürfen in diesen dürftigen Zeiten, ein radikaler Gedanke doch bloß. Ein Spießler, wer Übles dabei denkt.

Überflüssig, im Schillerjahr eine Lanze für das Recht des geistreichen Spiels zu brechen. Natürlich nicht nur das Spiel der Kinder, in dem sie den Ernst des Lebens lernen oder das Spiel der Erwachsenen, in dem allein sie ganz Mensch sein können, gar der Sport, der den Ernst der Gesellschaft gleichzeitig vergessen lässt und daran erinnert. Nein, auch die Spiele der Intellektuellen, des Feuilletons, und, wie heute jeder weiß, sogar der Wissenschaft, sie haben nicht nur alle ihr eigenes Recht. Mehr noch, wir müssen sie ernst nehmen. Sie alle sollten uns nicht nur heilig sein, weil sie wie der Mensch selbst ihren Zweck in sich selber tragen. Sie sind auch unentbehrlich, weil sie Gewohnheiten untergraben, unsere Wahrnehmungen offen und unser Denken in Bewegung halten. Im Ernst.

Folglich sollte die schillernde Einschätzung eines Publizisten, »der will doch nur spielen«, keineswegs als prinzipielle Geringschätzung missverstanden werden, so als sei steter Ernst erste

Bürgerpflicht und Arbeit allein das Werk der Erlösung. Es geht auch nicht nur um die mit dieser Beschwichtigungsformel sonst gemeinhin verbundene Entwarnung: »der beißt nicht«. Diesem in der jüngsten deutschen Mediendebatte um das Ende des Steuerzahlens gegen den genialen Kommunikator Peter Sloterdijk erhobenen Vorwurf liegt ein doppeltes Missverständnis zugrunde. Er hat, gerade als der frei schwebende Sprachartist, der er vor allem ist, nicht nur das Recht, mit Gedanken und Worten nach Herzenslust zu jonglieren, zumal sein wachsendes Publikum ihn dazu nicht nur jubelnd ermuntert, sondern immer neue Zugaben einfordert. Ein mediales Ereignis der Extraklasse und jedenfalls amüsanter und intelligenter als manches andere, das uns sonst vorgesetzt wird. Ob einer die Tausenden von Seiten Sprachkunst, die er uns bietet, im Ernst bewältigt hat oder nicht, kein Kinderspiel fürwahr, ob Zustimmung oder Widerspruch, Lust zum Mitspielen oder Verweigerung, dieses Werk bietet allemal Anlass zur Selbstbesinnung. Selbst wenn es nur ein befreiendes Lachen wäre, in

dem sie sich, angesichts des Kaisers neuer Kleider, mit einem Mal Bahn bricht, wie der Held es vor zwei Jahrzehnten zu Beginn seiner öffentlichen Laufbahn so erfrischend empfahl. Jüngst haben Majestät allerdings die Erlaubnis zu Einwänden gegen dero höchst selbige Darbietungen ungnädig verschärft: erst müssen alle 3.000 Seiten gelesen sein.

### Selbstverführung

Nun wird bei dieser Art von intellektuellen Geniestreichen im minenreichen Grenzgebiet von Kunst und Politik mehr als ohnehin üblich das Spiel ohne Steigerung der Dosis und ohne immer neue Kostproben der Waghalsigkeit der Artisten schnell langweilig. Ein tödliches Risiko. Nichts könnte verheerender für ein Spiel sein, dessen Regel in nichts anderem besteht als der Erzeugung von Spannung, in der Serienproduktion von Ungewohntem. Ein Übertretungskünstler hätte im Handumdrehen ausgespielt. Es geht nicht um Abneigung gegen das virtuose Übertretungsgewerbe. Fast alles, was wir heute schätzen, hat einmal als Übertretung begonnen, sogar die Meinungsfreiheit selbst, von der wir heute leben.

Das Orakel aus Karlsruhe hat nun kürzlich mit seinem Aufruf zum »fiskalischen Bürgerkrieg« ein neues Übertretungsspiel eröffnet und dafür, wieder einmal, die Tabu brechende Dosierung kräftig erhöht, bis über die sozialmoralische Schmerzgrenze hinaus. Er weiß, dass sein Spiel immer auch von der listigen Unterstellung lebt, alles könnte auch ernst gemeint sein, und sei es auch nur im Auge gewisser Betrachter. Störgeräusche erzeugten diesmal die andächtigen Claqueure, die sogleich zum Abbruch des Sozialstaats bliesen, obgleich der Meister doch durch die treuherzige Versicherung, selbst ein eingeschworener SPD-Wähler zu sein, längst klargestellt hatte, worum es ging. Ein munteres Spiel im Übertretungsgeschäft, sonst nichts. Die »gebende Hand« wollte einmal wenigstens virtuell den Dankeskuss der beschenkten Unterschichten spüren, nachdem diese die edle Gabe empfangen haben und sich damit in einem Elitestolz sonnen, den der Steuerzahler aus Bürgerpflicht leider schon lange nicht mehr genießen kann.

Aber die ultralibertären Entgleisungen von Bolz bis Bohrer, die nun einsetzen, um bei dieser Gelegenheit einmal von Grund auf abzurechnen mit dem ganzen unheroischen Sozialstaatsklimbim, den die europäischen Demokratien seit 150 Jahren hervorgebracht haben, waren bitterer Ernst. Keine Absolution gewährenden linken Wahlbekenntnisse weit und breit. Sie könnten allenfalls an die urliberale Mahnung John Steward Mills erinnern, dass die absolute Freiheit der Gedankenäußerung das unabdingbare Recht einer jeden Person bleiben muss, da sonst nicht nur ihre eigene Freiheit, sondern auch die Wahrheit bedroht wäre. Denn auch die der kollektiven Wahrnehmung anfänglich absonderlich erscheinende Idee kann sich am Ende als richtig erweisen. Darum darf keine einzige Idee ausgeschlossen werden aus der öffentlichen Debatte. Eine ernste Sache, an der sich in modernen Zeiten, ihr postmodernes Segment durchaus eingeschlossen, gottlob niemand, der bei Trost ist, noch zu vergreifen wagt.

**»Ein munteres Spiel  
im Übertretungsgeschäft,  
sonst nichts.«**

Ein erst jüngst thematisierter Sonderfall der delikaten Beziehung zwischen intellektuellem Spiel und politischem Ernst ist die sogenannte »Political Correctness«. Eine von wirklichen Intellektuellen, wie der geistlose Ausdruck schon verrät, allenfalls mit den Fingerspitzen zu berührende Angelegenheit. Es handelt sich dabei zumeist um eine Art politischer Sittenwidrigkeit. Eine überaus heikle Grauzone, die sich auf Äußerungen bezieht, bei denen das Verhältnis zwischen schlechtem Geschmack, Diskriminierung anderer und fälliger Provokation oft ungeklärt ist. Der Ausdruck selbst ist wegen dieser Ambivalenz höchst fragwürdig. Denn da, wo es um produktive Provokationen geht, gewinnt er einen bloß spießigen Klang und da, wo es um die Verletzung der Rechte anderer geht, kommt er zu schwachbrüstig daher. Was die ganze Debatte um Political Correctness gezeigt hat, ist letztlich nur dies. Die Verletzung der Regeln, die die Gebote der Political Correctness heiligen möchten, ist eigentlich intellektuelle Pflicht, wo es um das Aufbrechen der Tabuisierung bloßer Gewohnheiten geht, im Denken, im Handeln und vor allem im öffentlichen Zusammenleben. Einer schrecklichen Verniedlichung gleich kommt die Aufforderung zur Korrektheit aber immer da, wo es um die Verletzung grundlegender Rechte geht. Beim Diskriminierungsverbot gegen Homosexuelle etwa geht es nicht um die Aufforderung zur Korrektheit, sondern um die Durchsetzung von Rechtspflichten. Das ist ein Unterschied ums Ganze. Es gibt noch Grenzen.

### Neuer Name, altes Spiel

Lasst uns doch, so das neue Sloterdijk-Spiel »Der Stolz der gebenden Hand«, die eingefahrenen Spielregeln im Verhältnis von Staat und Bürger einmal umdrehen. Die Reichen und Stolzen mögen den Bedürftigen etwas schenken. Erstere werden in diesem Spiel »Leistungsträger« genannt, denn, um ein Beispiel zu nennen, allein schon das Weitertragen einer großen Erbschaft ohne verheerenden Verluste ist ja in unseren Zeiten fürwahr eine große Leistung. Sie behalten ihren Stolz, und die Bedürftigen bekommen etwas ab, ohne jeden Zwang, allerdings auch ohne jedes Recht. Man hört fast den inneren Jubel der Investmentbanker, die auf eine solche Gelegenheit, etwas abzugeben, die ganze Zeit vergeblich gehofft hatten.

**»Die Reichen gewinnen ihren Stolz zurück, die Armen lernen sich fügen und Dankbarkeit neu.«**

Der Staat überlässt es der Generosität der stolzen Reichen, was aus seinen Normalbürgern wird und überhaupt, wer dann noch die Chance hat, als Bürger mitzuspielen. So etwas wie Stolz ist ja, wie jeder Sloterdijk-Leser weiß, bei den bedürftigen Nicht-Leistern ohnehin nicht vorauszusetzen, eher wohl die Pflicht zur Demut. Die Reichen, die eigentlichen Bürger also, gewinnen ihren Stolz zurück und damit die Lust am Gemeinwesen, indem sie der kleinkarierten Pflicht des Steuerbürgers enthoben werden. Die Armen lernen sich fügen und Dankbarkeit neu, wie es ihnen gebührt. Und der Staat, der es ja eh nie allen recht machen kann, wird seiner andauernden Überforderungen ledig und kann sich, wie in den heroischen Zeiten der Antike, auf das beschränken, was wirklich wichtig ist, Krieg und Frieden und die Sicherung der inneren Ordnung. Das ist der Weg zurück zu wahrer Größe.

Einer der feuilletonistischen Mitspieler, die dem Meister flugs beisprangen, steuerte zur Klärung noch bei: »Der Steuerstaat passt nicht zur Bürgergesellschaft«. Die Bürger sollten untereinander in Freiheit ihre Beziehungen regeln und nicht die Autorität des Staates herbei ziehen. Eine Art neuer Naturzustand also. Mochte man zu Beginn noch Augen reibend der Frage nachsinnen: Wie heißt dieses Spiel?, so lichtete sich nun rasch der wortreiche Nebel. Es geht um einen Wettbewerb im schnellen und gründlichen historischen Vergessen. Gewonnen hat, wer sich an nichts mehr erinnert. War bei den theoretischen Vorbildern, derer sich Sloterdijk virtuos bedient, von der Antike bis Nietzsche, nicht immer klar und eindeutig vorausgesetzt, dass diese Freiheit der Stolzen ein exklusives Minderheitenprogramm ist, das die Vielen zu Zaungästen der Freiheit der Wenigen macht? Aristokratenherrschaft eben. Und hatte nicht der Begründer und Herold der Idee einer lupenreinen Bürgergesellschaft ohne entfremdeten Staat die Warnung deutlich mit auf den Weg gegeben: Im Verhältnis von Schwachen und Starken ist es das Gesetz, das befreit, und die Freiheit, die unterdrückt. Schon vergessen.

**»Es geht um einen Wettbewerb im schnellen und gründlichen historischen Vergessen.«**

Thomas H. Marshall hat im Rückblick auf 200 Jahre europäische Geschichte gezeigt, dass die Idee der Freiheit erst in einem sozialen Bürgerstatus für alle Wirklichkeit wird, der jedem, unabhängig von seinen Erfolgen am Markt, für die ja viele der Scheiternden am allerwenigsten selbst können, die Bedingungen freien Handelns als Grundrecht garantiert. Der historische Lernprozess Europas vom 18. zum 20. Jahrhundert hat in einem schmerzvollen Trial-and-Error-Verfahren, dessen vorerst letzte große Etappe das Abgleiten europäischer Demokratien in die Barbarei war, eines erwiesen: Freiheit muss nicht nur gegen den Staat, nämlich rechtsstaatlich, und auch nicht nur im Staat, nämlich demokratisch, sondern vor allem auch durch den Staat, nämlich sozialstaatlich, gewährleistet werden – sofern sie im Ernst für alle gelten soll.

Als diese europäische Erfahrung 1966 in den UN-Pakten die Gestalt universeller Grundrechte annahm, lagen die Experimente mit politischen Ordnungen, die das versäumt hatten, noch nicht lange zurück. Das Grundgesetz der Bundesrepublik immerhin hatte aus gutem Grund die historische Lehre unmissverständlich gezogen. Eine Republik, die allen ihren Bürgern die Freiheit sichert und darum die Chance der Stabilität hat, weil sie die Loyalität aller gewinnt, ist nur als soziale Demokratie möglich. Warum denn sonst sollten die von der Freiheit der Anderen Ausgeschlossenen einem solchen Staat Respekt zollen? Wer, außer ihren privilegierten Nutznießern, sollte denn einer solchen halbierten Idee von Freiheit vertrauen, die den Spielraum selbstbestimmten Lebens der einen davon abhängig macht, dass den anderen das Herschenken von Gaben beliebt? Die Erinnerung weiß: ein Rezept für den sozialen Bürgerkrieg.

Der »Professor aus Heidelberg«, kein Apostel sozialer Pfründe, hat Recht: Steuern sind ein Preis der Freiheit und mehr noch, so ist hinzuzufügen, ihre Investition in einen Sozialstaat, der auch die materiellen Freiheitsbedingungen all seiner Bürger sichert, ist der Preis für die Freiheit *aller*.

Zugegeben, das alles ist, nachdem es in Europa nun schon seit einem halben Jahrhundert gelernt schien, nicht mehr sonderlich unterhaltsam. Aber dieser

Konsens, eine der wenigen Ruhmestaten Europas im 20. Jahrhundert, aus Krisen und Kriegen schwer gewonnen, bleibt fragil durch und durch. Könnte es sein, dass allein schon der Unterhaltungszyklus von Spannung und Langlebigkeit, von Konstruktion und Destruktion, von Bauen und Abräumen, sich unter dem Druck der verschärften Aufmerksamkeitskämpfe in den Massen-

**»Ein Angriff  
auf fundamentale  
Grundrechte.«**

medien so radikal verselbstständigt hat, dass er auch davor nicht mehr Halt macht? Das wäre freilich nicht nur ein Verstoß gegen die politische Korrektheit, sondern ein Angriff auf fundamentale Grundrechte. Mehr noch, es wäre die mutwillige Kündigung des Vertrags, auf dem die kapitalistischen Demokratien historisch beruhen – nicht einfach so, aus einer Spenderlaune der Reichen, sondern als Preis des sozialen Friedens.

Gemach, wird eingeworfen, der »fiskalische Bürgerkrieg« ist ja nur ein Intellektuellenspiel. Wer wollte es verderben? Vielleicht ist es aber eine Art »Minenhund-Spiel«, ein Spiel mit dem Feuer. Schon die ersten Züge der sloterdijkschen Mitspieler lassen es ahnen. Sie sehen es als Test. Am Anfang ganz leichthändig ästhetisch gewandt und daher unter Ausschluss der sicheren Verlierer. Am Ende der Test: Wie weit kann man heute wieder gehen? Löst die Annullierung der sozialen Bürgerschaft mehr als eine schwächliche Debatte aus? Dann ließe es sich wagen, ganz im Ernst. Kaum denkbar jedenfalls, dass die Banker, die Sloterdijks eifrigsten Mitspieler auf der Stelle zum Vortrag vor großem Publikum in Berlin geladen haben, nur spielen wollen. Bisher haben sie stets fest zugebissen, sobald es sich lohnte.

### **Glanz und Glitzern**

Schon wahr, Kunst und Kultur sind vor allem da, um Grenzen zu überschreiten. Sie sind aber auch unersetzlich, wenn es darum geht, Grenzen zu markieren. Vor allem dort, wo es um die Bedingungen von Menschlichkeit und Freiheit geht. Mit der Folter spielt man nicht und auch nicht mit den Freiheitschancen von Millionen Menschen. Auch der pfiffigste Übertretungskünstler sollte das nicht vergessen. Das Spiel des Vergessens ist eine ernste Sache. Für die Bürger, die erst durch den Staat frei werden, weil ihnen der Markt die Chance verwehrt, ist das soziale Bürgerrecht die Bedingung der Selbstachtung. Und, nicht zu vergessen: die wenigsten Bürger sind über diese Rückversicherung erhaben.

Rückblende. 1986 ließ sich Johannes Rau, der Gute, arglos auf das Abenteuer eines politischen Streitgesprächs mit dem verkannten Wähler seiner Partei ein. Die Glühteilchen des Feuerwerks von Sloterdijks der Republik seinerzeit noch ungewohnter Sprachkunst regneten nur so auf das verblüffte Bonner Hauptstadtpublikum herab. Man war am Ende sprachlos. Da meldete sich Richard Löwenthal, der furchtlose Weise, wie immer als erster, und sagte in die Stille das Raumes hinein langsam und überdeutlich: Herr Sloterdijk, Sie haben in dieser Stunde so viel glitzern lassen, dass ich nun gar nicht mehr sehen kann, ob auch etwas von alledem gegläntzt hat. Das kynische, sloterdijksche Lachen, das daraufhin befreiend im Saal ausbrach, kam aber nicht von Sloterdijk. Wie ermutigend wäre es doch, wenn es ab und zu im Feuilleton erklingen würde.